



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jähns, Max: Wodan als Jahresgott.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lungen, was Menschen erstreben und erreichen können. Nicht er und nicht wir haben uns gedacht, daß so das Staatsgebäude der Deutschen werde gekrönt werden, durch eine Botschaft des elektrischen Funkens aus der Königsstadt der Franzosen! Gott hat es so gefügt, und wir mögen erkennen, daß es so am besten geschehen ist. Denn nicht mit dem Ehrgeiz einer neuen höheren Würde tritt unser künftiges Kaisergeschlecht auf den Thron des Deutschen Volkes; sondern diese Krone ist ein Zeichen dafür, daß die Könige von Preußen uns schon Alles erreicht und gewonnen haben, was jemals Deutsche Kaiser vor ihnen: so daß fürderhin nicht nöthig sein wird, das Schwert zu tragen, wenn wir pflügen oder Häuser bauen, so daß unser Kaiserreich wirklich den Frieden bedeutet, den uns das scharfe Schwert der Preussischen Könige dauernd begründet.

So möge die Deutsche Kaiserwürde blühen für und für! Die Träger derselben sind sterbliche Menschen, so hoch sie stehen. Auch ihre Namen werden verrauschen im Meer der Zeiten. Aber wenn längst wieder auf den Bergen des Wasgau und an der Mosel, von ihrer Quelle bis zur Mündung, ein rein deutsches Geschlecht wohnt, wird das Volk sich noch erzählen von Dem, der die Lande an Deutschland zurückbrachte: vom Kaiser Wilhelm.
S. B.

Wodan als Jahresgott.

Von Max Jahns.

Wir lesen im zweiten Capitel des zweiten Buchs Mose: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ — Mit ein und demselben Worte: „atasa“ bezeichnen die heiligen Beda-Hymnen der Indier zugleich Seele und Wind. Semiten und Arier also, die beiden großen, alle Cultur tragenden Hauptstämme der Menschheit, stimmen überein in der uralten und so natürlichen Vorstellung, daß Luft und Leben, Odem und Seele ein und dasselbe seien. Mit dem letzten Athemzuge scheinen wir ja beides zu verhauchen. Die nimmer verfliegende Quelle aber, aus welcher wir eben bis zum Tode den Hauch göttlichen Lebens trinken, das ist der allumfließende, unergründlich tiefe, weltumspannende Aether.

Darum fingt Hölbertin ebenso schön als wahr:

„Treu und freundlich wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Fastest du zärtlich mich an und goffest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen. —
Nicht von irdischer Kraft gedeihen einzig die Wesen;
Aber du nährest sie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.“

Wenn so innig und kindlich ein moderner, von der Religion und Philosophie langer Jahrhunderte erzogener Dichter das Element der Luft verehrend grüßt, wie gewaltig mußte es da den unentwickelten Naturmenschen zur Anbetung des heiligen Aethers mahnen. Denn die Luft, welche geathmet das Leben seines Geistes nährt und auszumachen scheint, muß sie nicht der ursprünglichen Gottesverehrung das Göttliche selbst sein, und bieten sich nicht ihr Allumfassen, ihr Alledurchdringen, ihre Grenzenlosigkeit unwillkürlich dar als die sinnlichen Attribute auch einer schon hoch entwickelten Gottesvorstellung?! So ist durchaus verständlich, daß die Luft als eine Gottheit erschien. —

Dazu kam aber noch ein anderes Moment. Jenes „Seele“ und „Luft“ bezeichnende Sanscritwort *a t a s a* bedeutet eigentlich: der Silende, d. h. der sich rastlos bewegende Hauch. Auch diese Ideenverbindung ist eine uralte und allgemeine. Wo wir Leben erkennen, da erkennen wir auch Bewegung; wo Bewegung ist, da vermuthete deshalb der natürliche Mensch sogleich auch Leben, ja er setzte es mit Bestimmtheit voraus. Nun gibt es aber nichts Beweglicheres in der Luft, die, in so unendlicher Mannigfaltigkeit vom holden warmen Hauch einer Liebeflüsternden Menschenlippe bis zu der entsetzlichsten Erschütterung jäher Donnerschläge, vom lauen Hyazinthen-umsäuselnden Frühlingzephyr bis zum fürchterlich brausenden Herbstorkan jedesmal eine andere und doch immer und immer wieder dieselbe ist.

Also auch nach dieser Seite der Bewegung hin stellt sich die Luft recht eigentlich als die vollkommenste Erscheinungsart des Lebens — und der Gottheit dar. Denn abhängig von ihrem Wehen und Wesen treten dem Menschen die ihn zu allernächst berührenden Naturerscheinungen entgegen. Es ist der Wind, welcher die Schaaren regenspendender segnender Wolken zu uns her treibt, der Wind, welcher die lastende, trübe Nebeldecke zerreißt, so daß das Himmelsblaue Auge wieder lacht; der Wind ist's, der mit unheimlicher Schnelle des Gewitters dunkle Wolkenburg am Himmel baut; es ist der Sturm, der in nächtlichem Wüthen zur Tag- und Nachtgleiche über die Erde braust und den Lenz emporführt oder den Sommer zu Grabe trägt,

Wind ist der Welle
 Lieblicher Buhle,
 Wind mischt von Grund aus
 Schäumende Wogen
 Schicksal des Menschen,
 Wie gleichst du dem Wind! —

Dachte man aber einmal die bewegte Luft als Gottheit, so war es ganz dem Sinne kindlicher Naturmenschen angemessen, wenn man vor Allem die gewaltigste, die fürchtbarste Gestaltug derselben, also den Sturm, zum Gegenstande mythenbildender Verehrung machte. Denn alle Gottesfurcht, alle Ehrfurcht geht ja, wie dies schon im Worte liegt, zuerst von der wirklichen Furcht aus. Und so ist denn sehr begreiflich, daß die vornehmste, die am reichsten entwickelte Göttergestalt des altdeutschen Glaubens ursprünglich ein Sturmgott ist. —

Indeß keineswegs bildet die Fantasie eines jugendlichen mit ehrfurchtsvollem Schauer in die Welt hinausspähenden und hinauslaufenden Volksgemüths von vornherein menschlich geformte, menschlich empfindende Göttergestalten; vielmehr treten die Personifikationen der Naturerscheinungen fast immer zuerst unter der Form von Thiergestalten auf. Ein ungeheurer Wolf schien der heulende Wind, vor dem die Heerde weißer Wolken eilig flieht; oder man glaubte im Sturme Flug und Krächzen schwarzer Raben, oder eines weltüberfliegenden Adlers Flügelschlag zu vernehmen, wie ja noch Lenau singt:

Draußen schlägt der Nachtgefell
 Sturm sein brausendes Gefieder. —

Bei weitem am häufigsten aber dachten die Deutschen Sturm und Wind unter der Form des Rosses, eine Anschauung, die noch jetzt so geläufig ist, daß die Dichter sie mit großer Vorliebe gebrauchen und z. B. der eben schon angeführte Lenau in der herrlichen Sturmscene seines Faust sicherlich auf unser volles Verständniß rechnen kann, wenn er singt:

„Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
 Hinaufend an den schlanken Graseshalmen
 Und sie mit ihrem Sturmeschnaube biegen
 Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
 So fliegen auch die Himmelsrosse rasend
 Durch grüne Meereshaiden als Vermüster
 Und wihern Sturm aus aufgerissner Mäster
 Der Masten schlanke Halme niederblasend!“

Auch als die Stufe des Theriomorphismus, (der Anschauung von Naturerscheinungen unter dem Bilde der Thiere) verlassen, und die höhere Stufe

des Antropomorphismus erstiegen wurde, d. h. als man anfang, die Erscheinungen im Bilde menschlich gestalteter Gottheiten aufzufassen, da blieben jene Thierbilder doch noch als Attribute der neuen Gottheiten zurück, und der deutsche Sturmgott Wodan erscheint deshalb im Geleit von Wölfen und Raben, ja wohl gar selbst mit einem Adlerkopf, stets aber, und dies ist ein durchaus charakteristischer Zug, zu Rosse, als ein reitender Gott. — Und wenn uns ja überhaupt „Roß und Reiter“ gewissermaßen als ein Wesen erscheinen, so ist dies bei Wodan und seinem Rosse Sleipnir im höchsten Maße der Fall; denn beide bezeichnen und bedeuten ursprünglich wirklich ein und dasselbe Naturprincip. — Milchweiß ist dies wunderbare Roß, Feuer sprüht ihm aus den Nüstern und die nordische Mythie erkennt ihm sogar acht Füße zu, sowohl um seine ungeheure Schnelligkeit auszudrücken, als um die acht Hauptrichtungen der Windrose zu symbolisiren. Auf seinem Rücken trägt es den hohen gewaltigen Reiter, um dessen Schultern sich stets ein langwallender Mantel schmiegt, und dessen Haupt selten ein Helm, fast immer aber ein großer breitkrämpiger Hut bedeckt. Hut und Mantel aber sind wie das Roß Natursymbol; es sind Abbilder der bedeckenden und umhüllenden Wolkenmassen, als welche sie beide in unsren Märcen als Nebelkappe und Wunschemantel noch heute große Rollen spielen. So ganz und gar gehörten sie zur wesentlichen Erscheinung Wodan's, daß sogar mehrere seiner Beinamen von ihnen hergenommen sind. Nach dem Hut nannten die Skandinaven ihn *Odhien-Höthr*, d. h. *Odhien-Hutträger*; nach dem Mantel nennen die Westfalen ihn *Hackelbärend* d. h. *Mantelträger*.

Bedeutungsvoller und weit ausschauender ist jedoch der eigentliche Name des germanischen Sturmgottes. Derselbe lautet hochdeutsch: *Wuotan*, niederdeutsch, wie wir ihn schon angewendet: *Wodan*, nordisch: *Odhin*. Das Wort ist stammverwandt mit „*Wuth*“ und bedeutet den stürmisch Einherbrausenden. Das althochdeutsche: „*wuoti*“ bezeichnete nämlich nicht wie unser heutiges Wort „*Wuth*“ eine ohnmächtige Leidenschaft, sondern jedes unwiderstehliche Vorwärtssdringen*), zunächst in der Welt der Körper, dann aber auch in der des Geistes. Es ist also eine durchaus treffende Bezeichnung nicht nur des Sturmgottes, sondern auch jenes vorher geschilderten, dem „*Heiligen Vater Aether*“ und dem großen weltumfassenden Element der Luft entsprechenden göttlichen Princip.

Dies Princip, welches den Gott der bewegten Luft unmittelbar und durchaus ungezwungen in die Sphäre eines Himmelsgottes erhebt, führte denn auch ganz naturgemäß dahin, den Jahresgott in ihm zu erblicken;

*) Vergl. althochdeutsch: *watan*, mittelhochd. *waten*, soviel wie gehen, dringen, *waten* (hievon die *Wade*), ital. *guadare*, provenc. *guazar*, franz. *guéer*. Vergl. endlich auch das Franz. *va-t-en*.

denn die Erscheinungen des Himmels bedingen ja, wie wir schon angedeutet, vornehmlich auch durch den wechselnden Wind, die Jahreszeiten.

Wodan hat freilich noch eine Reihe anderer göttlicher Vorsteherherrschaften übernommen; als Allvater, d. h. als Fürst der Götter, als Walvater, d. h. als Schlachtengott, als Erfinder der Runen und Vater der Dichtkunst, als Wunschgott, d. h. als Verleiher aller guten und vollkommenen Gabe; am bedeutungsvollsten aber und den innersten Kern seines Mythos bildend, erscheint doch Wodan als Jahresgott.

Weihnachts-Wodan.

Das Jahr der alten Deutschen begann etwas früher und zu einem viel passenderen Zeitpunkte als das unsrige, dessen Beginn sehr willkürlich von den Römern festgestellt und höchst unbegründet von uns übernommen worden ist.

Das altdeutsche Jahr fing nämlich mit dem Wintersolstitium an, d. h. zu jener Zeit, in welcher die Sonne auf ihrem tiefsten Standpunkt stillzustehn und auszuruhen scheint, bevor sie ihre aufwärts gewendete und nun von Tag zu Tag wieder wachsende neue Laufbahn beginnt. Winter-sonnenwende also war Jahresanfang. —

Das Leben des Jahres ist aber dasselbe, wie das Leben der Sonne; es ist ihre Erneuerung, ihr Wachsthum, ihr Sieg über die Nacht und den Winter, ihre fröhliche fruchtreiche Herrschaft, ihr Ermatten und das Nachlassen der Tageslänge, ja ihr allmähliches Absterben und endliches Begrabenwerden in der Nacht des Winters. Alles das spiegelt sich denn auch im altdeutschen Mythos und verschwifert sich aufs Innigste mit den wechselnden Gestaltungen des Lustlebens zu einer organischen Gemeinschaft. Diese aber ordnet sich um den Himmelkönig Wodan, der als solcher nicht nur Sturmgott, sondern auch Herr der Sonne ist, und den die uralte Sage daher auch als einkügig darstellt, weil ja der Himmel nur eine Sonne, nur ein Auge hat. Daneben kommt indeß auch die Bedeutung Wodan's als Sturmgott nicht zu kurz; bald tritt jene, bald diese Seite seines Wesens in den Vordergrund, und es ist ein Zug tiefsten Verständnisses für das Leben der Natur, daß unsere Altvordern Sturm und Licht Hand in Hand gehn lassen, daß ihnen das Licht im Sturm geboren wird, im Sturme wieder untergeht.

Der Jahresbeginn, die Frist des Solstitiums, des Ausruhens der Sonne war die hochheilige Jul-Zeit, Weihenächte, Weihnachten, und weil der Weihenächte zwölf waren, nämlich von unserem Weihnachtsabend bis zum Dreikönigstage, so nannte man diese vornehmste Festperiode des Alterthums auch einfach: „die Zwölften“. Um diese Zeit erwachte nach des Volkes

Glauben der Jahrgott Wodan aus dem Winterschlaf; mit dem Neulicht der Zwölften ritt er aus den Wolkenbergen hervor, hielt, gefolgt von allen Göttern des Himmels, seinen segnenden Umzug durch das verehrungsvoll feiernde Land, und seine Gegenwart weihte das neu beginnende Jahr. Jeder Tag der Zwölften gab die Vorbedeutung für Wetter und Schicksal eines der zwölf Monate des Jahres und je gewaltiger der im Sturm einherjagende Gott die Bäume schüttelte, um so fruchtbarer wurde das Jahr.

Dies ist der Umzug des „Weltjägers“ (wie er noch heute in Niedersachsen heißt) oder des „Wuotansheeres“, dessen Vorüberbrausen unsere Altvordern andächtig lauschten und aus dem erst bei der späteren Abneigung der zum Christenthum bekehrten Nachkommen gegen die heidnische Sage ein „wüthendes Heer“ in üblem Sinne geworden ist. Den germanischen Heiden klang aus dem Heulen und Pfeifen des Sturmes, aus dem gewaltigen Sturmliede des Gottes Stimme; er erschien daher als der Sänger im Sturm und es ist diese Anschauung vorzugsweise, aus der heraus Wodan zum Gott der Dichtung wurde.

Wenn der Sturmgang des Götterumzuges in den Zwölften durch die Luft brauste, so herrschte heilige Stille, sogar Gerichtsfriede im ganzen Lande, größte Ordnung, Sauberkeit und feiertägliche Ruhe im Hause, und die Gemeinde versammelte sich, um den als festliches Opfer geschlachteten Jul-Eber gemeinschaftlich bei heiterem Biergelage zu verzehren. Und in der Nacht stellte der Bauer eine Korngarbe, dazu scheffelweise Hafer und Gerste unter freiem Himmel, ja er buk vor dem Hause; denn der Thau dieser Nächte, der von den heißgerittenen Rossen der den Wodan begleitenden Schlachtfrauen (Walkyren) niederströmte, segnete Korn und Brod und bewahrte den davon Essenden auf ein ganzes Jahr vor Krankheit. — Da aber zu allen Zeiten das Volk die andächtig verehrten Gestalten seines Glaubens und ihre heiligen Werke versinnlicht haben will, so scheinen auch im deutschen Alterthum Festumzüge processionsartigen Charakters den Götterritt des Wuotansheeres nachgebildet und als Mittelpunkt des Wodancultus während der Zwölften priesterlich aufgeführt zu haben. Ähnliche religiöse Umzüge finden sich bei allen Völkern und zwar an vielen Orten ebenfalls zur Zeit der Zwölften; denn diese waren eine in Nord und Süd allgemein für heilig geltende und hochgefeierte Zeit. In Italien fiel in diese duodecim noctes das Fest der Saturnalien, bei welchem, wie in den deutschen Weihnächten Arbeitsruhe, ja für die Sklaven sogar Fröhlichkeit und ausgelassene Lust herrschte und üblich war, sich gegenseitig zu beschenken. Als nun die christliche Kirche zur Herrschaft gelangte, da legte sie das Fest der Geburt Christi bald ebenfalls in diese so uralte heilige Zeit. Anfangs freilich hatte man des Heilands Geburt später, nämlich am 6. Tage nach Neujahr, am jetzigen

Dreikönigstage gefeiert, weil man die Geburt des ersten Adams, welcher am sechsten Tage der Schöpfungswoche geboren worden, in Beziehung setzen wollte mit der Erscheinung des Heilands als des zweiten Adam, der die Wiedergeburt der Menschen bewirkt und darum nannte man diesen Tag Epiphania, das Fest der Erscheinung Christi. Später aber verlegte man das Geburtsfest des Herrn auf den 25. December, also in die Zwölften, denn man wollte — und dies war eine sehr schöne Idee — die Geburtsfeier der sinnlichen Sonne adeln und zu einem christlichen Feste erheben, indem man gleichzeitig mit ihr die Geburt des geistigen Neulichts feierte, das allen Menschen aufgegangen sei aus dunkler Nacht und nun von Tage zu Tage wachsen werde, um nimmer zu erlöschen.

Dieser Anschauung gemäß wurden alsbald auch die altgermanischen Symbole des Weihnachtsfestes umgedeutet. Wodans Heiligthümer waren gold geschmückt; und noch heut schmücken die Kinder mit Schaumgold ihren Weihnachtsbaum. Dieser äpfelbehangene erleuchtete Baum bedeutete aber ursprünglich die Weltesche, den Weltenbaum, der die Idunas-Apfel ewiger Jugend trug, und dem die Wintersonnenwende den ersehnten Glanz neuen Frühlingslichtes verkündete und verhieß.

Bald freilich wurde er von den Christgewordenen Germanen als jener Baum Edens aufgefaßt, an dessen Äpfeln sich der Mensch den Tod gegessen, der aber nun im neuen Lichte strahle, da der welterleuchtende Christus den Menschen das Paradies wiedergewonnen habe. — Jene uralten Cultusgebräuche der Germanen, welche den Umzug Wodans in dramatischen Spielen gefeiert hatten, wurden jetzt mit den Christmetten des heiligen Abends verbunden, bei welchen ohnedies bereits herkömmlicher Weise dramatische Darstellungen, namentlich solche von der Geburt Christi zur Aufführung kamen, naive Schauspiele, denen die betreffenden, von den Evangelisten erzählten Nebenumstände zu Grunde gelegt und in der mannigfachsten Weise ausgeschmückt und erweitert wurden. In Folge dieser Verbindung haben sich die Reste der altheidnischen Cultus-Spiele, die den Umzug des Sonnenwend-Wodans dargestellt, sehr lange erhalten, ja sie treten, freilich als höchst einfache und unkünstlerische Darstellungen, noch bis heut zu Tage unter den Weihnachtsgebräuchen des Volkes auf. — In manchen östreichischen Dörfern reitet z. B. zu Weihnachten der „Sunnenwendfeuermann auf dem golda Rößl“ von einem Markstein des Dorfes zum andern, legt den Kindern Gaben auf's Fenstergesims und bringt auch Erwachsenen, die an das golda Rößl glauben, „a Feiertag'wand, und a Zwieguld'n“ — In Westfalen kommt, dem Volksglauben nach „das Christkind“ auf einem Schimmel geritten, und man setzt Heu und Hafer vor die Thür, damit das Pferd fressen könne.

In den meisten Gegenden Deutschlands aber ziehn zur Adventszeit Bauern als Schimmelreiter verkleidet von Hof zu Hof. Die Art der Darstellung ist verschieden. Entweder wird dem Burschen ein Sieb mit langer Stange vor der Brust befestigt, ein Pferdekopf daran gebunden und das Ganze mit weißen Laken verhängt — so construirt man im Braunschweigischen den Schimmelreiter — oder drei Knaben stellen den Schimmel dadurch her, daß zwei von ihnen die Hände auf die Schultern des Vordermannes legen, der seinerseits durch seine vorgestreckten Arme, (die wie das ganze seltsame Wesen mit Betttüchern überdeckt sind) den Kopf des Thieres bildet. Auf den Schultern des Mittelsten sitzt der gleichfalls weiß verhüllte Reiter, welcher einen erleuchteten Kürbis als Kopf unter dem Arm trägt. Diese Form ist in Schlessien gebräuchlich. — Ebenso, oder doch in ganz ähnlicher Weise, erscheint der Schimmelreiter in den verschiedensten Gegenden Deutschlands von Schwaben bis zur Nordsee, ja sogar in England, dessen Wodanhorse oder Hobbyhorse noch heute der Mittelpunkt heiterer Volkslustbarkeit ist, gerade wie es uns als solcher bei Shakespeare begegnet.

Diesem Schimmelreiter oder Sunnwendfeuermann, der offenbar nichts anderes als eine rohe Repräsentation Wodan's ist, schließen sich häufig noch andere Weihnachtsmasken an, welche nicht minder Reste alter Göttergestalten sind, wie sie einst neben Wodan im Götterumzuge der Zwölften auftraten, dann aber in christlicher Zeit, zu Knechtsgestalt herabgedrückt, halb oder ganz komische Figuren wurden: so namentlich der Schmied, in welchem unzweifelhaft der hamerschwingende Gewittergott Donner zu erkennen ist, ferner, und zwar wohl als Hindeutung auf die mit dem Neulicht erwachende Saat, der „Säferbräutigam“, vornehmlich aber der „Knecht Ruprecht“. Mit solcher Gefolgschaft wandelt der Schimmelreiter von Haus zu Haus, nicht mehr, um den alten Göttern gleich, zum Jahrbeginne himmlische Verheißung reichen Segens und köstliche Gaben zu spenden, sondern um Gaben zu empfangen: Würste, Speckschnitte und Trinkgelder, bis des buntscheckigen Aufzuges Weg endlich zu einer Spinnstube führt, wo sich die Mädchen im Halbkreise aufstellen, der Schimmelreiter aber unter mancherlei Kurzweil Dratel ertheilt und Räthsel aufgibt, zu denen der alte räthselkundige „Odhinn“, welchen die Edda ja gern mit Sterblichen um die Wette rathen läßt, wohl den Kopf geschüttelt haben würde.

In einigen Gegenden heißt der Schimmelreiter auch selbst „Ruprecht“ und zwar mit vollem Fug, denn Ruprecht, d. i. Ruodperath, heißt der „rumglänzende“; das aber ist ganz eigentlich ein Beinamen Wodan's, und Ruprecht hat sogar hier und dort (namentlich in Pommern, im Halle'schen, in Böhmen) auch deutlich die Erinnerung daran bewahrt, daß er, als ein Wodan, eigent-

lich reiten müsse, und so entschuldigt er sich denn z. B. im Erzgebirge sehr ausdrücklich:

„Ich komme geschritten;
Hätt ich ein Pferdlein,
so käm ich geritten.
Ich hab wohl ein's im Stalle stehen,
aber es kann nicht über die Schwelle gehen*)."

Die Fähigkeit, mit welcher das Volk beim Umzuge des Schimmelreiters die Erinnerung an die alten Götter festhielt, mußte frühzeitig die Kirche veranlassen, sich der altgewohnten Formen zu bemächtigen und ihnen eine christliche Gestalt zu substituiren. — Dazu bot sich am natürlichsten ein schon vorhandener Nachfolger Wodan's in der christlichen Mythologie dar, dessen Fest kurz vor der Wintersonnenwende, auf den 6. December, fällt, nämlich der heilige Nikolaus.

Die ursprüngliche Verbindung dieses Heiligen, der ein frommer venezianischer Bischof war, mit Wodan hatte freilich mit nichts weniger zu thun, als mit dem heiteren Glanze weihnachtlicher Freude. Es war der Name des Bischofs, der ihm seine Bedeutung verlieh. Das griechische Wort „Nikolaos“ bedeutet nämlich „Volksbestieger“ und war ein Beinamen Pluto's, des Gottes der Unterwelt, weil der Tod ja alle Völker bestiegt. Dasselbe Prädicat eignete sich aber auch vortrefflich für Wodan, erstlich als Schlachtengott, dann aber auch als Wintergott. Denn als solcher sitzt Wodan, dem Volksglauben zufolge, vor dem Zeitpunkt des Neulichts, also am 6. December, dem Nikolaostage, allerdings noch unterirdisch im Hügel und sammelt hier — wie wir später noch ersehen werden — als Fürst der Todten, als Herrscher in der Unterwelt ein großes Heer, um mit dem Neulicht hervorzubrechen aus der Tiefe und erst im Sturm, bald aber als Sonnensteger über die erwachende Erde zu ziehen.

Vor der Wintersonnenwende entsprach Wodan somit wirklich dem Pluto-Nikolaos. Und so errichtete denn die Kirche dicht vor Weihnachten in diesem St. Nikolaos eine Heiligengestalt, welche durch ihren Namen, wie durch das Datum ihres Festes die ganze düstere Nacht des Todes noch einmal mächtig und vollgewaltig aussprechen sollte, um den Segen des neugeborenen Heils dann desto leuchtender hervortreten zu lassen.

Indessen — Namen sind Schall und Rauch! Von der grossenden Kirche immer mehr aus den Weihnachtsgebräuchen vertrieben, wanderte der Schimmel-

*) Drum so l'pert Ruprecht auch zuweilen gleich auf der Schwelle, fällt der Länge nach hin, und schreit:

„Eine Thürschwelle ist mir unbekannt
Ich falle wie ein Sacl voll Sand u. s. w.“

reiter zurück bis zum Feste des Todeswodans, und die Geistlichkeit, der es ja vor allem auf Reinigung des Christfestes ankam, unterstützte vermuthlich diese Uebersiedelung. Der heitere Festganz der Sonnenwendfeier war aber zugleich mit hinüber genommen und in Folge dessen sah sich der grimme Pluto-Nikolaos und mit ihm der venezianische Bischof St. Nikolaos zum Menschen- und ganz besonders zum Kinderfreund gestempelt.

Im Mittelalter wurde daher — namentlich in den Hansestädten — Nikolaosnacht mit Maskerade und Schmaus, also mit all den prächtigen Feierlichkeiten der Zwölften ausgestattet; in Lübeck zumal fanden große Reiter Spiele „Nikolaos-Bohorte“ statt, denn die ganze Erscheinung Wodan's, der reitenden Gottheit, wurde mit auf den Heiligen übertragen, der damit auch noch heutzutage als Schimmelreiter und in Ruprechtsbegleitung in den meisten katholischen Gegenden Deutschlands am 6. Dezember umherzieht*).

Am Vorabend des Nikolastages findet in einigen Gegenden (z. B. in Mähren) das Peitschenknallen statt. Die Burschen des Dorfes versammeln sich auf einer Anhöhe mit Peitschen, und laufen, sobald es dunkelt, knallend hin und her. Dies soll den Kindern zum Zeichen dienen, daß der heilige Nikolaos vom Himmel auf die Erde gekommen ist, seinen Umzug zu halten. Jeder, der ihn schauen will, muß barfüßig und im bloßen Hemde auf den Berg laufen. Hier wird er sehen, daß die Pferde des heiligen Nikolaos den Wagen, durch das Peitschenknallen erschreckt, umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Dinge sind herausgefallen und liegen da zum Abholen. — Anderwärts setzen die Kinder ihre Schuhe unter den Tisch oder auf den Herd, füllen sie mit Hafer und fügen ein Bund Heu dazu, beides als Futter für des Heiligen Pferd. Nachts kommt er dann auf seinem „weißen Schimmel“ und legt guten Kindern Obst und Backwerk, unartigen aber Kopfpfäfel in die Schuhe. Haben aber die Eltern keine Zeit oder Mittel, die Kinder zu beschenken, so sagen sie, des heiligen Niklas Kopf habe gläserne Beine, sei ausgeglitten, habe den Fuß gebrochen und könne nicht kommen.

Seiner innigen Verschmelzung mit dem altgermanischen Wodan hat es „sinte Niklaas, den nobelen baas“ (St. Niklas, der edle Herr) allein zu danken, daß er sogar in den Niederlanden, dem Hauptgebiet der heiligenfeindlichen Reformirten, noch volle Geltung hat. Er ist auch hier der gütige Gabenspende, der seine Geschenke entweder überraschend in eine Zimmerecke legt oder gar durch den Schornstein herabwirft, und zu ihm beten die gläubigen Kinder:

*) Auf Wodan deutet auch der ostpreussische Aberglaube, daß am Nikolaostage „die Wölfe zusammenkommen und daß man an diesem Tage nicht spinnen dürfe, weil sonst der Wolf in die Herde falle.“ Wölfe aber sind dem Wodan heilige Thiere.

Sint Niclas, Gods heil'ge man
 Doe uwen besten tabbaerd aen
 En rydt er meê naer Spanje
 Om appelen van Oranje
 Om peeren van den boom!
 (St. Nikolaus, Gott's heil'ger Mann
 Thu deinen besten Kittel an
 Und reit darin nach Spanien
 Um Aepfel von Dranien (Orange)
 Um Birnen von dem Baum).

Am Abend des 5. December reiten dann Bauern auf wirklichen, oder künstlichen Schimmeln durch das Dorf, während die Bescheerung in die aufgestellten Schuhe oder Schüsseln der Kinder und Dienstboten gelegt wird.

Und ähnlich ist es in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, von Helgoland an, wo Sönnner Kläs waltet, bis zum Bodensee, wo Zemiklās regiert, vom Böhmerwalde, wo Nikola ganz als weißer Mann erscheint, bis nach Flandern, wo der Heilige nicht minder seine überall erwünschten Leckerbissen, das „Klās süß“ spendet. Diese Leckerbissen aber haben auch ihre besondere mythologische Geschichte.

Denn wie in den Nesten alter Cultusdramen, die heutzutage der dörfliche Schimmelreiter mit seinem Chorgefolge darstellt, so sind auch in den Weihnachtsgebäcken noch manche Spuren von Nachbildungen des segnenden Wodanzuges zu erkennen, freilich abermals mit der Nikolaosvorstellung gemischt. —

Uralter Brauch der antiken Völker war es nämlich, den Todtengöttern Honig und Honigkuchen zu opfern, weil sie den Honig zum Einbalsamiren der Todten gebrauchten. Mit dem kalendarischen Pluto-Charakter übertrug sich nun auch diese Form des Opfermals auf Nikolaos und sein Fest, und Honigkuchen mit dem Bilde dieses Heiligen wurden früh sehr allgemein. Aber wie in den dramatischen Spielen, so trat auch auf den Lebkuchen an des Heiligen Stelle gar bald das Bild des göttlichen Reiters Wodan oder seines Rosses und verwischte die düstere Bedeutung des Honigtodtenopfers so vollständig, daß jetzt kein Mensch mehr bei seinem Weihnachtspfefferkuchen an die dunklen Mächte der unterirdischen Götter denkt. Das Bild von Ross und Reiter aber hat sich auch in diesem Teig erhalten. Noch heute verkaufen Dresdener Lebkuchenhändler in den Adventstagen, also zur Zeit der Zwölften, „Pferde“ und „Kuprechte“ aus Pfefferkuchenteig, und überall ist der Pfefferkuchenreiter die beliebteste Form des süßen Backwerks. In der Mark bäckt man ebenfalls zu Neujahr „Pereken“, Kuchen in Pferdegestalt, in Ostfriesland die „Neujahrskaufjes“, dünne Kuchen mit darauf gedrückten Rossen, und auch den St. Nikolaus stellen die Zuckerbäcker geharnischt und zu

Pferde dar, wie der fromme Bischof vermuthlich nie erschienen, wie es aber für eine Wodans-Darstellung allerdings ganz angemessen ist.

Dies sind in allgemeinen Umrissen die noch heut in Deutschland vorhandenen Beziehungen auf den Weihnachts-Wodan.

Wunde Stellen im französischen Heer.

II.

(Schluß.)

Kam zu solchen Schäden noch die Unordnung, so war das für die betroffenen Heertheile um so empfindlicher. Das zeigte sich gleich beim Beginn des Krieges in auffälliger Weise. Die in das Lager von Châlons dirigirten Mobilgarden, das nur 18 Meilen von Paris entfernt und durch Eisenbahnen mit diesen verbunden war, erhielten 36 Stunden lang weder Brod noch Stroh. Die Truppen bekamen zu ihrer Labung auf dem Marsche nur das, was die mildthätigen Landbewohner ihnen reichten, welche die allgemeine Entrüstung darüber mit den Soldaten theilten. Bei der Ankunft in Metz mußten sie auf den Plätzen und Straßen, auch auf dem freien Felde, ohne Schutz und Zelte herumliegen. Es fehlte dabei den Mannschaften an Patronen, den Mitrailleur an Munition, während der Gegner schon seine Vorstöße machte.

Diese Uebelstände gingen namentlich aus dem Mangel von zeitig bestelltem Fuhrwerk hervor. Dabei stößt man aber zugleich auf weitere veraltete Mißbräuche. Während für die allernächsten Bedürfnisse der Soldaten weder Wagen noch Pferde da waren, nahmen diese der Kaiser und sein Gefolge, die höheren Führer und alle Offiziere in Anspruch, die sich das herausnehmen zu dürfen glaubten. Wie in den Zeiten des siebenjährigen Krieges folgte den Colonnen ein unübersehbarer Train, gefüllt mit allerlei Tand, den der Feldsoldat nicht kennt. Da fand man eine Menge Equipagen und Fuhrwerke mit Leckereien für Küche und Keller, mit Mäschereien, Toilettengegenständen, luxuriösem Geräthe, ja selbst die Courtisaneen fehlten nicht, die in ziemlicher Menge den Siegeszug nach Berlin mitmachen und die da ersehnten Herrlichkeiten mit ihren Galans genießen wollten. Ein Franzose selbst sagte darüber später: „Es war eine Folge der in der Verwaltung entstandenen Verzögerungen, daß unsere